Eine Reise.

Humoreske von E. Colonia.

Das Ehepaar Petrow spazierte ungeduldig und ein wenig mißmutig auf dem Perron des Warschauer Bahnhofes auf und ab. Bis zum Abgang des Schnellzuges blieben noch zehn Minuten, und von den vielen Freunden und Bekannten, die ihre Begleitung versprochen hatten, zeigte sich niemand.

Anna Andrejewna seufzte tief auf und bemerkte:

„Zehn Jahre lang habe ich mich auf diesen Augenblick gefreut und jetzt ....“

Sie konnte ihren Satz nicht vollenden, denn auf sie zu steuerte im Sturmschritt ein dicker, rotbackiger Herr, der eine ebenfalls rundliche Dame am Arm führte, und hinter ihnen tauchten noch verschiedene bekannte Gesichter auf.

Der rotbackige Herr überreichte der jungen Frau ein Bukett aus weißen Rosen, es regnete Küsse und Umarmungen, die ganze Gesellschaft schrie: Auf Wiedersehen! Glückliche Reise! Und endlich setzte sich der Zug in Bewegung, zur geheimen Erleichterung aller Anwesenden, von denen jeder für sich stillschweigend wieder einmal konstatiert hatte, daß die Zeiger der Bahnhofsuhr verflucht langsam vorrücken.

Drinnen im Abteil begannen die Reisenden sich gemütlich einzurichten. Frau Petrow holte den geräumigen Ektorb hervor, und ihr Mann wollte gerade seinen Hut mit der bequemen Reisemütze vertauschen, als sich etwas Unerwartetes ereignete.

Arkadij Semenowitsch ließ plötzlich den Hut fallen, sprang auf, rollte die Augen und schlug sich an die Brust.

„Was ist mit Dir?“ fragte die entsetzte Gattin.

„Der Schreibtisch ...“

„Nun?“

„Ich habe vergessen, das rechte Fach abzuschließen!“

Anna Andrejewna, die im ersten Augenblick an einen plötzlichen Wahnsinnsanfall geglaubt hatte, fing an, sich zu beruhigen.

„Was ist denn dabei?“ erwiderte sie ziemlich kaltblütig. „Deswegen brauchst Du doch einen nicht zu Tode zu erschrecken.“

Doch Arkadij Semenowitsch zitterte noch immer an allen Gliedern.

„Entsetzlich! Unfaßbar!“ flüsterte er vor sich hin.

In Anna Andrejewnas Kopf tauchte ein schwarzer Verdacht auf. Sie fing an zu schluchzen:

„Ich verstehe alles, alles. Du verwahrst in diesem Fach Deine Liebesbriefe!“

„Unsinn,“ erwiderte ihr Mann, der sich ein wenig gefaßt hatte, ärgerlich. „Keine Liebesbriefe, sondern meinen geladenen Revolver!“

„Großes Gott! Die Kinder!“ stöhnte die unglückliche Mutter.

„Cousine Marie wird schon aufpassen,“ erwiderte Arkadij Semenowitsch mit einem schwachen Versuch, sie zu trösten, selbst noch immer ganz bleich im Gesicht.

Dann herrschte lange Zeit ein düsteres Schweigen.

Auf der nächsten größeren Station stieg Arkadij Semenowitsch aus und gab ein Telegramm nach Petersburg folgenden Inhalts auf:

„Vorsicht! Rechtes Fach geladener Revolver. Vorsicht! Gruß von Papa und Mama“.

Nachdem das Telegramm abgeschickt war, beruhigten sich die Gemüter etwas, und bald umfing sie ein erquickender Schlaf.

Gegen drei Uhr Morgens erwachte Frau Petrow plötzlich.

„Anjuta, Anjuta!“ hörte sie ihren Mann rufen.

„Was willst Du?“ sagte sie schlaftrunken.

„Es tropft auf mich!“.

Sie schlug langsam die Augen auf.

„Himmlischer Vater! Wie siehst Du aus?“ rief sie erschreckt.

Arkadij Semenowitsch stand vor ihr. Seine Haare sträubten sich wild, die Augen waren fest geschlossen, das Gesicht mit blutroten Streifen überzogen.

„Was ist passiert?“ rief die geängstigte Frau.

„Was passiert ist!?“ entgegnete er mit Donnerstimme. „Du bist schuld an allem. Du hast darauf bestanden, den verfluchten Kirschsaft mitzunehmen ...“

„Um Gottes willen!“ jammerte Anna Andrejewna. „Oeffne doch wenigstens die Augen, Arkascha.“

„Ich kann ja nicht. Das verdammte Zeug hat mir die Augen verkleistert und die Haare zusammengepappt.“

Anna Andrejewna blickte ihren Mann an, und plötzlich ergriff sie ein unwiderstehlicher Lachreiz.

„Verzeihe mir, Arkascha,“ sagte sie endlich. „Ich kann nicht anders. Du siehst aus haba — wie ein, wie ein...“

„Nun?“ fragte Arkadij Semenowitsch streng.

„Wie ein Indianer auf dem Kriegspfad.“

Damit zog sie ihren grollenden Gatten mit sich fort in das Waschkabinett und unterwarf ihn da einer gründlichen Säuberung.

Als Arkadij Semenowitsch dann nach Verlauf einer halben Stunde wieder ein menschliches Aussehen erwonnen hatte, stürzte er wie ein Panther auf das unglückliche Einmacheglas, von dem es noch immer melancholisch auf den Sitz niedertröpfelte, riß es aus dem Netz und warf es in einem weiten Schwung aus dem Fenster.

Anna Andrejewna sah ihm mit stiller Sehnsucht nach ...

Der nächste Tag verging ohne Abenteuer, und gegen Abend rollte der Zug in Berlin ein. Hier wollte das Ehepaar einige Tage verbringen und dann auf einen Monat in die Schweiz gehen. Nachdem sich die Reisenden im Hotel etwas angemutet hatten, machten sie einen kleinen Bummel durch die Stadt und kehrten sehr angeregt heim.

Der Portier überreichte ihnen ein Telegramm. Arkadij Semenowitsch riß es auf, überflog es und wurde kreidebleich.

Das Telegramm hatte folgenden Wortlaut: „Kinder gesund. Wegen unbefugter Anschaffung eines Revolvers zu 200 Rubel Strafe verurteilt. Marie.“

„Auch das noch,“ murmelte Arkadij Semenowitsch düster. „Welcher Schurke hat mich wohl der Polizei angezeigt?“

„Die Post nimmt von Spitzeln,“ bemerkte seine Frau. „Du hättest Dich vorsichtiger ausdrücken müssen. Verschleierter.“

„Verschleierter,“ wiederholte Arkadij Semenowitsch höhnisch. „Wie hätte ich das wohl anfangen sollen?“

„Ganz einfach. Anstatt „geladener Revolver“ hättest Du telegraphieren müssen: „Vorsicht! Rechtes Fach gefährliches Spielzeug.“

„Ist ja Blödsinn!“ knurrte der Mann.

Aber er sah sehr schuldbewußt aus.

Am nächsten Morgen weckte Anna Andrejewna ihren Mann schon sehr früh und legte ihm ihren Plan vor: am Vormittag einige Museen und Bildergalerien zu besuchen, dann in einem guten Gartenrestaurant zu dinieren und später einen Ausflug nach Potsdam zu unternehmen. Arkadij Semenowitsch, der vom vergangenen Tage her noch etwas kleinlaut gestimmt war, fügte sich ohne Widerstand, und der Morgen verging programmäßig, wenn auch unter verschiedentlichen heimlichen Flüchen und Zähneknirschen von Seiten des durchaus kunstfeindlich gesinnten Gatten.

Endlich schlug die Mittagsstunde, und das gute Diner frischte die ermatteten Lebensgeister wieder auf.

Als sie den Garten verlassen hatten und auf der heißen Straße dahinschritten, blieb Frau Petrow plötzlich stehen und durchwühlte ängstlich ihr Täschchen.

„Mein Gott, das Portemonnaie mit den 200 Mark ist fort,“ jammerte sie hoffungslos. „Ich habe es doch noch soeben im Garten gehabt!“

„Wir müssen sofort dahin zurückkehren und Nachforschungen anstellen,“ rief Arkadij Semenowitsch.

Im Garten empfing sie der Kellner, der sie bedient hatte, führte sie auf ihren Wunsch zu dem Tisch, wo sie gesessen, und half sehr eifrig beim Suchen. Umsonst! Das Portemonnaie war nirgends zu finden. Der Wirt trat hinzu und riet, der Fall der Polizei zu melden.

Auf dem Polizeiamt wurden Herr und Frau Petrow einem Verhör unterworfen; der Beamte nahmen ihre Namen und Adresse und fragte endlich, ob sie einen bestimmten Verdacht hätten.

Darauf bemerkte Frau Petrow, zum geheimen Erstaunen ihres Mannes, daß ihr das Betragen des Kellners verdächtig vorgekommen wäre ...

„Glück muß der Mensch haben,“ bemerkte Arkadij Semenowitsch ironisch, als sie endlich entlassen wurden und das ungemütliche Lokal verließen.

Der Ausflug nach Potsdam wurde stillschweigend aufgegeben, und den Nachmittag verbrachten die Ehegatten im Hotelzimmer, langweilten sich fürchterlich und machten sich gegenseitig Vorwürfe.

„Zweihundert Mark ist viel Geld,“ sagte Arkadij Semenowitsch.

„Zweihundert Rubel noch mehr,“ parierte Anna Andrejewna.

Doch auch der längste Tag hat ein Ende. Als die Uhr zehn schlug, gähnte Anna Andrejewna tief und herzhaft, streifte die hübschen Stiefel von den kleinen Füßen und wollte sie vor die Tür stellen. Kaum hatte sie jedoch dieselbe geöffnet, als sie entsetzt zurückprallte und einen lauten Schrei ausstieß.

„Was hast Du?“ fragte ihr Mann, indem er auf sie zueilte.

„Vor .... der .... Tür ....“

„Nun, wer steht vor der Tür? Ein Löwe etwa?“ scherzte Arkadij Semenowitsch. „Wir sind doch nicht in Leipzig.“

„Viel schlimmer,“ schluchzte seine Frau, während draußen ein energisches Pochen ertönte.

„Hexen!“ rief Arkadij Semenowitsch, aufs äußerste gespannt, während Anna Andrejewna die Augen mit der Hand bedeckte.

Die Tür öffnete sich und ein .... Schutzmann erschien auf der Schwelle.

Er legte grüßend die Hand an die Mütze:

„Ich bringe den Portemonnaie, das die Herrschaften im Garten verloren haben ...“

Er wollte weiterfrachen, aber ein Freudenaufruf unterbrach ihn:

„Hurrah! Hört Du, Anjuta?“

Die junge Frau erwiderte nichts, sie blickte mit großen Augen den Beamten an. Wer es denn eigentlich, daß ein Polizist etwas Gutes brachte?

Auf näheres Befragen erzählte der biedere Hüter des Gesetzes, daß auf den gefundenen Verdacht hin der Kellner einer Leibesvisitation unterworfen und das gesuchte Portemonnaie richtig bei ihm gefunden wurde. Die zweihundert Mark waren noch unbeschädigt vorhanden.

Der Schutzmann entfernte sich, während Frau Petrow sich die letzte Träne aus dem Auge wischte und vergnügt ausrief:

„Hatte ich nicht recht gehabt?“

Fünf Minuten später ging das Stiefpaar dreigeteilt die Treppe herunter. Ein solches Ereignis zu feiern, wurde, und überhaupt war es ja nur ein Akt der Verzweiflung gewesen, um halb elf schlafen zu gehen, wie sie lachend konstatierten, als sie bald darauf in einem guten Restaurant saßen und eine Flasche Rheinwein auf das Wohl der Berliner Polizei tranken. —

„Wie schön muß es jetzt bei uns auf dem Lande sein,“ sagte ein paar Tage später Arkadij Semenowitsch zu seiner Frau, als sie ein wenig theater- und konzertmüde im Tiergarten dahinschlenderten.

Anna Andrejewna fuhr zusammen und blickte ihren Mann erstaunt an. Auch sie hatte eben voll Sehnsucht an ihre Kinder und ihr hübsches kleines Landhäuschen gedacht.

„Ja, wunderschön, Arkadij. Die Springen blühen und alle Sträucher duften ....“

„Und wir fahren heute abend in die Schweiz,“ schloß er und seufzte ein wenig.

Anna Andrejewna schwieg, und sie gingen langsam weiter. Plötzlich hob der junge Frau den Kopf und sah einer Dame nach, die am Arm eines Herrn mit sicheren Schritten an ihnen vorbeiging.

„Träume ich .... oder .... das ist doch Marie!“

Ihr Mann lachte.

„Du leidest an Halluzinationen. Marie sitzt wohlbehalten in Petersburg und hütet unsere Kinder.“

Aber seine Frau ließ sich nicht irre machen.

„Um Gottes Willen, Arkadij, ich laufe Dich an .... wir müssen sie einholen.“

Arkadij Semenowitsch zuckte die Schultern.

„Meinetwegen.“

Gleich darauf fanden sie vor dem überraschten Paar.

„Marie!“ rief Anna Andrejewna erschütert. „Bist Du es wirklich? Wie kommst Du her?“

Arkadij Semenowitsch hatte die Sprache verloren. Die junge, elegante Dame lächelte:

„Nur allem erlaubt mir, Euch meinen Mann vorzustellen!“

„Deinen Mann!“ riefen jetzt beide wie aus einem Munde.

„Ja .... Ihr kennt ihn doch. Er hat ja auf bei Euch verkehrt. Vorgestern haben wir uns trauen lassen...“

Der meine Gesichtsausdruck Arkadiens veränderte sich plötzlich.

„Es geht ja allerdings etwas schnell. Ich mußte auf ein halbes Jahr in Geschäften nach England und wollte nicht allein reisen.“

„Und .... die .... Kinder?“ fragte Anna Andrejewna stotternd.

„Die sollen wir natürlich mitgebracht. Und die Bonne auch. Wir können sie doch nicht im Stich lassen. Sie erwarten Euch im Hotel.“

„Ich danke Dir sehr für die Ueberraschung, liebe Cousine,“ sagte jetzt Arkadij Semenowitsch, der sich inzwischen gefaßt hatte, gütig. „Du scheinst zu vergessen, daß wir unsere verlorene Hyggeiteuse nachholen wollen .... Für gewöhnlich pflegt man zu allerdings nicht Kinder auf solche Reisen mitzunehmen.“

„Weshalb nicht? Wir haben die Kinder auch auf die unsrige mitgenommen,“ entgegnete die junge Frau schlagfertig.

Anna Andrejewna lachte laut und herzlich und umarmte die Cousine stürmisch. „Ich wünsche Dir viel Glück“, flüsterte sie ihr dabei ins Ohr.

Dann zog sie eilig ihren Mann fort.

„Komm, komm, sie duft, hier steht ein Taxi.“

Sie flog ein und winkte noch einmal freundlich dem jungen Paar.

Arkadij Semenowitsch rief dem Chauffeur die Adresse des Hotels zu und sprang ihr nach.

„Arkadij, sei doch nicht böse, ich freue mich ja so sehr!“ sagte seine Frau nach einer Weile, ihn von der Seite mitleidvoll.

„Ja, ja auch“, erwiderte er lachend. „Diesen Streich werde ich aber Marie nicht so bald vergessen.“

Er schwieg einen Augenblick und sah dann ernsten Blicks:

„Was wird aber aus unserer Reise, Anjuta? Sollen wir wirklich die Kinder in die Schweiz schleppen?“

„Hast recht,“ entgegnete seine Frau nach „Morgen reisen wir auch Petersburg zurück.“

Und in bester Eintracht wollten beide dem Hotel zu, wo die Kinder sie ohne sehnlichste erwarteten.

Verbrauchte Koffer.

Skizze von Käthe Felmer.

Doktor Braune hatte sich gleich, als der Dampfer Anzeichen verließ, an die Spitze des Schiffes gesetzt. Er drückte die Mütze tief auf den Kopf, legte seine Decke über die Knie und labte sich vergnügt den frischen Wind um die Ohren sausen.

Die Küste von Seeland war vorübergegangen. Nun alles der Wind schürfte, und der Dampfer begann zu schaukeln. Allmählich wurden fast alle Plätze auf Deck leer. Die meisten Passagiere saßen angelegentlich über Bord, andere verschwanden in den Kajüten. Auch der Begleiter der hübschen Brünette, die dem Doktor schon in Kopenhagen aufgefallen war, kam auf und entfernte sich schaukelnd. Richard Braune aber wurde immer lustiger, je mehr der Wind pfiff und die Wellen spritzten. Ganz selbstverständlich nickte er der Dame zu, die sich den geschützten Platz an der Kajütwand gesichert hatte, und rief:

„Jetzt sind wir beide fast die einzigen an Deck.“

„Nur nicht dran kippen, bitte! So ganz sicher vor der Seekrankheit fühle ich mich auch nicht. Wenn ich aufstehen würde ....“ Dabei bückte sie sich nach dem Reisebuch, das ihr entfallen war und durch das Schleudern des Schiffes immer weiter fortgeschoben wurde.

„Bleiben Sie sitzen, gnädiges Fräulein! Ich bringe Ihnen das Buch.“ Und indem er sich an den Bänken festhielt, erreichte er die Kajütentür und setzte sich neben seine neue Bekannte. „Wünschen Sie Vorstellung oder inkognito?“ fragte er.

„Das bleibt Ihnen überlassen.“

„O, ich kenne Sie schon seit meiner Ankunft in Kopenhagen. Ich sah Sie mit Ihrem Begleiter im Tivoli, in der Glyptothek, im Fruchtkeller von Andersen — überall, wo Fremde sich treffen.“ Dabei fühlte er, wie sie ihn verblüfft und ein wenig mißtrauisch anblickte. „Jetzt halten Sie mich wohl mindestens für einen Detektiv? Aber ich bin wirklich ein ganz harmloser Mensch, kein Kriminalpolizist, — ein Doktor der Medizin mit etwas Praxis aus Berlin W .... Richard Braune.“

„Und ich heiße Else Beyer, bin Malerin, wohne in Schöneberg, bin jedoch mit den Millionenbauern dort weder verwandt noch verschwägert.“

Sie musterte ihn und fand sein derbes Gesicht mit den klaren blauen Augen sympathisch.

„Nun sind also unsere Steckbriefe fertig,“ sagte er, und sie errötete, weil sie glaubte, er hätte bemerkt, wie sie sein Aeußeres studierte. „Uebrigens sind wir beide doch halb und halb Detektivs: Sie als Malerin, und ich als Arzt, der das, was man ihm verschweigt, zu erraten sucht. Zu welcher Menschengattung gehört denn aber Ihr blonder Begleiter?“

„Herr van Loewen ist Großkaufmann aus Rotterdam. Näheres weiß ich nicht, denn ich lernte ihn vorgestern ebenso zufällig kennen, wie jetzt Sie: auf der Tour von Kopenhagen nach Skodsborg.“

„Er will auch nach Mölle?“

„Ja, er ist jeden Sommer hier und wohnt bei Elsverson. Ich habe im Hotel Kullaberg gemietet.“

„Ich auch,“ sagte Dr. Braune erfreut. „Und dort sieht man schon den Leuchtturm und das Kullengebirge.“

Das Schiff ging allmählich tuhiger. Wieder Männer und Frauen erschienen wieder auf Deck. Stewards führten die Seekranken und nahmen ihnen die Decken und Shawls ab. Auch Herr van Loewen kam mit hochgeschlagenem Rockkragen zum Vorschein.

„Ich habe nach Ihrem Gepäck gesehen, gnädiges Fräulein. Auf dem Dampfer kommt leicht etwas von mit den Koffern. Das ist nicht wie bei den Eisenbahnen in Kopenhagen! Vorsicht ist immer gut.“

„Sehr liebenswürdig von Ihnen. Meine Handtasche ist auch noch im Zwischendeck; ich will sie mir holen, meine Schlüssel sind drin.“ Else Beyer erhob sich.

„Nicht nötig. Ich habe alles zusammengestellt. Sie brauchen sich um nichts zu kümmern, gnädiges Fräulein. Bleiben Sie nur oben und sehen Sie, wie wundervoll diese schwedische Küste ist. Hier wollen wir oft rudern.“ Er reichte ihr den Arm und führte sie an die Spitze des Schiffes. Dr. Braune fühlte, daß er verabschiedet war.

Als der Dampfer anlegte, gab er dem Hoteldiener den Auftrag, seinen Koffer in das bestellte Zimmer zu schaffen und ging noch eine Weile auf die Mole.

Der Blick auf die Mölle und das Kullengebirge war das Schönste, was er je gesehen hatte. Die Mole ging in die grüne See hinaus, die ihre weißen Wellenköpfe bald duckte, bald reckte. Felsen aus rotem Gestein, hie und da in graugrüne Töne übergehend, erhoben sich schroff am Ufer und ragten trotzig aus dem Wasser hervor. Zwischen die Klippen und den blauen Himmel schoben sich Laubwälder; und die einfachen, ohne Prätention, terrassenförmig hingestellten Häuser von Mölle vollendeten eine fröhliche Farbenharmonie.

Als Richard Braune ins Hotel kam, sah er seine Reisebekanntschaft, Fräulein Beyer, mißvergnügt vor der Tür ihres Zimmers stehen.

„Ich weiß nicht, was das mit meinem Schlüssel ist,“ sagte sie. „Er paßt nicht zum Koffer. Und von den Hausmädchen hier versteht niemand Deutsch. Ich fragte schon, ob der Koffer verlaufen sein könnte. Wenn ich den Portier richtig verstanden habe, meinte er, Ihrer wäre ähnlich. Vielleicht hat man sie verwechselt?“

„Wenn Sie gestatten, versuche ich mit meinem Schlüssel.“ Doktor Braune zog sein Schlüsselbund aus der Tasche und probierte vergeblich. „Sehr peinlich für Sie! Aber .... ich möchte Sie bitten, einen Moment in mein Zimmer zu kommen, damit Sie sich überzeugen, daß mein Koffer wirklich mein Koffer ist,“ fügte er hinzu, denn er glaubte, in ihrem Blick etwas wie Mißtrauen zu lesen.

Sie folgte ihm schweigend. „Unsere Koffer sind tatsächlich Zwillinge,“ sagte sie, wie um sich zu entschuldigen, während er versuchte, das Schloß zu öffnen.

„Teufel, meine Schlösser sind auch verdorben! Was hat denn das zu bedeuten?!“ rief er und sah nicht gerade liebenswürdig zu Else Beyer hin. „Noch dazu hier im Auslande .... in diesem Nest .... ehe man einen Schlosser finden wird! .... Wollen Sie mir einmal Ihren Schlüssel erlauben? .... Nein, der schließt auch nicht. Aber hier hängt das Schild mit meinem Namen: es ist sicher mein Koffer! Ja .... da hat jemand herumprobiert .... Glücklicherweise habe ich keine Wertsachen drin gehabt.“

„Ich auch nicht. Aber meine Camera, die Farben und alles, was ich zum Arbeiten brauche. Ich muß einen Schlosser finden oder selbst den Koffer aufbrechen,“ sagte sie verstimmt. „Das beste wird sein, wenn ich Herrn van Loewen im Hotel aufsuche und ihn bitte, mir einen Handwerker zu suchen. Er kennt Mölle und wird schneller einen besorgen, als die Leute hier, die nicht Deutsch verstehen.“

Noch kaum einer halben Stunde klopfte ein Arbeiter an das Zimmer von Doktor Braune und öffnete mit Draht und Handwerkszeug den Koffer. Er war mit Damenkleidern und Wäsche gefüllt. Der Portier wurde beauftragt, den Koffer mit dem von Fräulein Beyer auszutauschen.

Doktor Braune sah auf den ersten Blick, daß die Anzüge durcheinandergeworfen waren. Die besten Schlipse und ein Teil der Wäsche fehlten .... Wahrscheinlich war also der Dieb ein Mann. Richard schämte sich, daß er nur einen Moment geglaubt hatte, Else Beyer könnte eine Abenteurerin sein; und als er sie am nächsten Tage beim Frühstück in der großen Glashalle traf, schüttelte er ihr herzlich die Hand.

„Ich danke Ihnen noch, daß Sie mir gleich einen Schlosser schickten. Was sagt denn Herr van Loewen zu der Geschichte?“

„Herr van Loewen?“ erwiderte sie ganz verstört. „Denken Sie, man kennt ihn gar nicht in dem Hotel Elsverson. Und er erzählte mir, daß er seit Jahren stets im Juli dort wohnt.“

Doktor Braune pfiff durch die Zähne. „Verwünscht!“

„Meine Camera fehlt, auch ein Seidenzylinder und Kleinigkeiten ....“

„So ein Halunke! Das war also seine Seekrankheit! Er hat jedenfalls in Ihrer Handtasche die Schlüssel gefunden und sich damit legitimiert, als er den Koffer öffnete.“

„Kann schon sein .... und hat dann die Schilder mit den Namen ausgewechselt und die Schlösser verdorben, damit er Zeit gewinnt und wieder aus Mölle verschwinden kann, ehe wir gerade auf ihn Verdacht schöpfen ....“

Doktor Braune sah sie scharf an. „Ja .... auf wen hätten Sie denn sonst Verdacht?“

„O .... hm ....“, sie wiegte versegen den Kopf.

Jetzt konnte er das Lachen nicht mehr zurückhalten. „Famos .... also Sie auch! Reichen Sie mir die Hand, gnädiges Fräulein, wir sind quitt, wir zwei falschen Hochstapler.“

Sie verstand ihn und nickte amüsiert. „Daß es einen Menschen gibt, der mich für so raffiniert hält .... das schmeichelt mir eigentlich. Ich bin nämlich alles andere als geschäftstüchtig.“ Und sie begann von ihren Arbeiten zu plaudern: wie schwer sie sich von ihnen trennte, — selbst wenn sie damit Geld verdienen könnte. Aber hier wollte sie fleißig sein — die paar Wochen in Mölle sollten ordentlich ausgenutzt werden!

Um das durchzuführen, und die besten Plätze für Studien zu suchen, machte sie gleich vom ersten Tage an weite Spaziergänge, bei denen Doktor Braune sie immer begleitete. Früh ging es nach Randsvik, wo zwischen Klippen gebadet wurde und ein lustiges buntes Treiben herrschte. Nachmittags wurden Ausflüge nach den Grotten gemacht oder der Leuchtturmwächter besucht; dann mußten die Anhöhen, wie der Barakullen und der Hakull erstiegen werden, — und eins war immer schöner als das andere. Nur zum Arbeiten blieb wenig Zeit übrig.

Vierzehn Tage waren vergangen. Richard Braune saß mit Else Beyer im Walde bei Kullomanns Grab und sprach von ihrer bevorstehenden Abreise.

„Es ist nur noch eins zu erledigen,“ sagte er: „die Angelegenheit mit den Koffern.“

„Wieso? Glauben Sie wirklich daran, daß man den Dieb faßt?“

„Das nicht. Liegt mir auch gar nichts daran. Lassen Sie doch den Kerl mit meinen Schlipsen und Ihrer Camera rumlaufen. Die Hauptsache ist, daß wir ....“ er sah sie unsicher an. — „Daß wir sie los sind!“

„Das meinte ich ja gar nicht. Sie bringen mich ganz aus dem Konzept.“

„Nun .... also, was ist die Hauptsache?“

„Wenn Sie mich so angucken, kann ich überhaupt nicht mehr reden .... Und ich hatte mir gerade so einen hübschen Vergleich zurecht gemacht ... von dem Instinkt der Koffer und vom Instinkt der Menschen .... und daß wir beide verpflichtet sind ...“

„Dem Herrn van Loewen eine Dankadresse zu schicken?“

Doktor Braune faßte ihre Hand und zog sie an seine Lippen. „Eigentlich wollte ich sagen: .... die Koffer fürs ganze Leben zu tauschen ..“

„Dann schon lieber die Ringe!“ lachte Else. „Das ziehe ich vor.“

— Auf dem Schützenplatz in Plauen im Vogtlande wurde der Artist Schmidt aus Dortmund verhaftet, der sich als „Apachenkönig Godefroi“ und als „König der Diebe“ produzierte. Er ging unter den Zuschauern herum und stahl aus ihren Taschen angeblich unbemerkt verschiedene Gegenstände. Es stellte sich jedoch heraus, daß er sich von zahlreichen Helfern im Publikum vor Beginn der Vorstellung die Gegenstände übergeben ließ. Wegen dieses Schwindels wurde er nun festgenommen. Er soll mit dem gleichen Trick mehrere Wochen lang in Berlin unbeanstandet aufgetreten sein. Als Gehilfe des Apachenkönigs wurde der Tapezierer Singer aus Schedewitz verhaftet.

— Ueberraschung. Wirt (als an einem Tisch ein Streit entsteht): „Unerhört! Das ist derselbe Krakeeler, den wir vor einer halben Stunde bereits hinausgeschmissen haben ... inzwischen ist der Kerl hingegangen und hat sich den Bart abscheren lassen!“

— Die rabiate Kellnerin. „Aber Kati, Sie sind wohl bei einer schlagenden Verbindung?“

Metalle, Marmor und Porzellan zu reinigen

Marmor reinigt man mit Seife und Woll-Lappen; danach mit einem Leintuch trocken reiben. Weißes Porzellan mit Seifenwasser, dem etwas Soda zugesetzt ist, zu waschen und trocken zu reiben. Kupfer scheuert man mit Scheuerrohr, feinem weißen Sand und Bierneigen; statt letzteren kann man auch eine breiartige Mischung von Roggenmehl und Essig nehmen. Zink reinigt man mit Scheuerrohr, feinem weißen Sand, Seifenwasser mit Sodazusatz. Gutes Nachspülen und vollständiges Austrocknen unterlasse man nie. Weiße Holzgeräte scheuert man mit Sand und Seife und spült mit warmem Wasser nach.

Was erklärt seine ungeheure Beliebtheit?

Blue Ribbon Tee

Ist immer derselbe perfekte Tee. Seine Qualität ändert sich niemals. Verbraucher wissen, daß dies der beste Tee ist. Fragt danach beim Kaufen.

Sendet diese Anzeige mit 25 Cents an die Blue Ribbon Co., Ltd., Winnipeg, für ein Blue Ribbon Kochbuch. Schreibt Namen und Adresse deutlich.

Humor des Auslandes

Mr. Rivers kommt sehr spät von einer geschäftlichen Unterredung nach Hause. Seine Frau empfängt ihn nicht gerade freundlich. „Na, wo hast Du Dich denn schon wieder rumgetrieben? Eine Menge Ausreden hast Du wahrscheinlich auch wieder mitgebracht. Da wurdest in der Stadt mit unaufschiebbaren, kolossal wichtigen, dringenden, unerläßlichen, unvermeidlichen, eigentlich ganz unnötigen geschäftlichen Dingen aufgehalten.“ — „Um Gotteswillen, Lena“, unterbricht Mr. Rivers seine Frau, „warte nur so lange, bis ich mein Notizbuch habe, ich weiß zwar nicht, was Du von mir willst, aber ich kann Deine Worte gelegentlich glänzend gebrauchen. So, hier ist das Buch, nun wiederhole mir das Alles noch einmal, schön langsam.“

Verlustlisten

der Deutschen und Oesterreichischen Armeen des Weltkrieges von 1914.

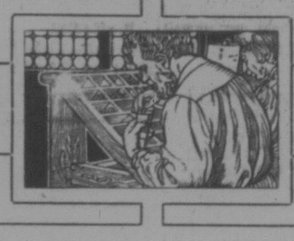
In Heften von 80 bis 96 Oktavseiten, enthaltend von 4,000 bis 5,000 Namen der Toten, Verwundeten, Vermißten und Gefangenen.

Alle 8 bis 10 Tagen erscheint ein Heft.

Bis jetzt sind Heft 1 bis 6 erschienen. Preis jedes Heftes 15c; per Post 17c. Zu beziehn gegen Einsendung des Betrages durch

C. N. Caspar Co.
454 East Water St., Milwaukee, Wisc. U. S. A.

Anfertigung aller Drucksachen



Pünktliche Lieferung

Billigste Berechnung

The Saskatchewan Courier Publishing Co., Ltd.
Telephon 3391 P. O. Box 505 Regina, Sask.

Neue Postverordnung

Vom 15. April an muß für alle in Canada zur Post gegebenen Briefe und Postkarten eine Kriegssteuer entrichtet werden

Außer dem bisherigen Porto müssen alle Briefe und Postkarten mit einer Ein-Cent-Kriegspostmarke versehen werden

Mit einer Kriegssteuer von einem Cent ist jeder Brief und jede Postkarte belegt worden, die von Canada aus nach Orten in Canada, den Vereinigten Staaten oder Mexiko gesandt werden, und ferner, jeder Brief, der in Canada zur Post gegeben und in Großbritannien oder den britischen Besitzungen, oder sonst irgendwo abgeliefert werden soll, wenn die 2 Cents-Portrate in Anwendung kommt. Diese Verordnung tritt am 15. April 1915 in Kraft.

Diese Kriegssteuer muß von dem Absender bezahlt werden und wird in Form einer 1 Cent-Kriegsmarke (War Stamp), die in allen Briefmarken-Verkaufsstellen erhältlich ist, dicht neben die anderen Marken auf dem Briefumschlag oder der Postkarte geklebt.

Im Notfalle kann anstatt der Kriegs-Postmarke auch eine gewöhnliche 1 Cent-Marke benutzt werden.

Für das gewöhnliche Porto dürfen aber Kriegs-Postmarken nicht verwendet werden.

Versäumt der Absender, einen Brief oder eine Postkarte, wie oben angegeben, mit der Extramarke zu versehen, so wird der Brief oder die Postkarte sofort der nächsten „Dead Letter Office“ (dort werden Postsachen geöffnet und gegebenen Falls vernichtet) überwiesen.